

03.05.2026

Pastor Mickey Wiese

Guten Morgen, ihr Lieben,

ich freue mich so sehr, wieder bei euch zu sein zum zweiten Teil meiner Tetralogie, dem Polyptychon: „Gott im Zentrum – Glaube in komplexen Zeiten“. Beim letzten Mal hatten wir uns ja gemeinsam in eine gewaltige Weite hineingestellt. Wir haben über Raum und Zeit gesprochen, über den Urknall, über die Frage, ob Gott noch Platz hat in einer Welt, die sich selbst erklären kann. Und wir sind zu einer klaren Erkenntnis gekommen: Gott ist nicht die Konkurrenz zur Wissenschaft. Gott ist der Grund, warum es überhaupt etwas gibt, das man wissen kann. Gott ist nicht der Lückenbüßer, sondern das Zentrum. Und heute ist die Frage: Was passiert eigentlich, wenn Gott in einem Menschenleben nicht mehr im Zentrum steht?

Die erste Predigt hat den Blick nach außen geweitet – in den Kosmos. Die zweite Predigt zieht den Blick nach innen – in den Menschen. Wenn Gott nicht mehr das Zentrum ist, dann bleibt dieses Zentrum nicht leer. Es wird neu besetzt. Immer. Es rutscht etwas anderes auf den Thron.

In der ersten Predigt war das die Wissenschaft. In dieser Predigt ist es die religiöse Macht.

Hermann hatte beim Kirchenkaffee diese scheinbar lockere Frage gestellt: Warum bekriegen sich Christen eigentlich untereinander? Warum bekriegen sich Religionen überhaupt? Und um es mir ein wenig schwerer zu machen, hat er dann noch hinzugefügt: Und was hat das alles mit Alice Cooper und Bob Dylan zu tun? Lieber Hermann, vielen Dank. Das ist keine Randfrage, sondern sie legt den Finger in eine offene Wunde:

Wie kann Glaube, der eigentlich Frieden bringen soll, zur Waffe werden? Das zieht sich durch die Geschichte:

Kirchenstreitigkeiten, konfessionelle Kämpfe, Religionskriege, moralische Überlegenheitskämpfe, Abgrenzung bis hin zur Feindseligkeit. Und das Tragische ist: All das geschieht im Namen Jesu oder eben eines anderen Gottes.

Das Problem ist dabei aber nicht, dass Menschen überhaupt glauben. Das Problem ist, dass Menschen ihren Glauben absolut setzen. Dann geschieht nämlich ein entscheidender Wechsel:

Glaube wird vom Vertrauen zum Besitz. Und Besitz muss verteidigt werden. Glaube als Beziehung macht offen. Glaube als Besitz macht aggressiv. Das erklärt in aller Kürze, warum Fromme kämpfen. Nicht, weil sie zu wenig glauben – sondern weil sie glauben, im Besitz der Wahrheit zu sein.

Wenn Gott nicht mehr als lebendiges Gegenüber im Zentrum steht, wird Wahrheit zu etwas, das der Mensch kontrolliert. Und was der Mensch kontrolliert, das verteidigt er. Hier beginnt religiöse Gewalt. Nicht bei Gott. Sondern beim Menschen, der sich an Gottes Stelle setzt.

Die Verbindung dieser beiden ersten Predigten ist also die Bewegung von der Kosmologie zur Anthropologie:

Nicht mehr die Frage: „Wo ist Gott im Universum?“ Sondern: „Wer sitzt auf dem Thron meines Denkens?“ Und die Antwort ist entscheidend:

Sitzt Gott dort – entsteht Demut. Sitzt der Mensch dort – entsteht Kampf.

Die Frage ist also nicht nur: Warum bekriegen sich die Frommen? Sondern: Wo kämpfst du – und warum kämpfst du?

Das Problem des religiösen Kampfes ist, dass der Mensch nicht dafür geschaffen ist, selbst das Zentrum zu sein. Er kann es versuchen – aber er hält es nicht aus. Sobald der Mensch sich selbst oder seine Überzeugung absolut setzt, entsteht ein immenser innerer Druck. Dieser Druck sucht sich ein Ventil. Und dieses Ventil ist dann oft ein anderer Mensch. Das ist der Punkt, an dem Glaube zur Waffe wird.

Religiöser Kampf entsteht nicht zuerst aus Bosheit. Er entsteht aus Überforderung. Ein Mensch, der sich selbst zum Maßstab macht, muss seine Sicht stabil halten. Er braucht Sicherheit, Klarheit, Eindeutigkeit. Und deshalb reagiert er empfindlich auf alles, was diese Eindeutigkeit infrage stellt. Andere Meinungen werden nicht mehr als Bereicherung erlebt, sondern als Bedrohung. Andere Glaubensformen nicht mehr als Ausdruck von Vielfalt, sondern als Irrtum. Andere Religionen nicht mehr als Suchbewegungen, sondern als Konkurrenz. Und Konkurrenz muss bekämpft werden.

Das Tragische ist: Dieser Prozess geschieht oft unbewusst. Menschen glauben, sie verteidigen Gott. In Wirklichkeit aber verteidigen sie sich selbst. Das ist der tiefste Denkfehler religiöser Macht: Der Mensch meint, er müsse Gott schützen. Aber Gott braucht keinen Schutz. Gott ist nicht bedroht. Gott ist nicht unsicher. Gott ist nicht darauf angewiesen, dass Menschen ihn verteidigen.

Was bedroht ist, ist das Selbstbild des Menschen. Fanatismus ist nichts anderes als die gewaltsame Auflösung von Unsicherheit. Wer Spannung nicht aushält, greift zu radikalen Antworten. Wer Mehrdeutigkeit nicht erträgt, zwingt die Welt in eindeutige Kategorien. Wer Angst hat, klammert sich an absolute Wahrheiten – und verteidigt sie.

Das ist ein wunder Punkt im religiösen Leben: Der Mensch hat ein tiefes Bedürfnis nach Sinn und Orientierung. Und wenn dieses Bedürfnis nicht in einer lebendigen Beziehung zu Gott verankert ist, sucht es sich Ersatz.

Dieser Ersatz heißt Kontrolle. Kontrolle erzeugt Macht. Und Macht erzeugt Kampf.

Das ist die immer gleiche Dynamik:

Unsicherheit → Kontrollbedürfnis → Absolutsetzung → Abgrenzung → Kampf

Immer dann, wenn jemand nicht mehr zuhören kann, beginnt der Kampf.

Immer dann, wenn jemand keine Fragen mehr zulässt, wird es gefährlich.

Immer dann, wenn jemand sich selbst mit der Wahrheit identifiziert, entsteht Gewalt.

Das ist zutiefst menschlich. Und deshalb reicht es nicht, auf „die anderen“ zu zeigen. Diese Dynamik lebt in jedem Menschen. Auch in dir. Auch in mir. Und die entscheidende Gegenbewegung dazu ist die Rückkehr ins Zentrum. Denn nur dort verliert der Mensch die Notwendigkeit, sich selbst absolut zu setzen. Nur dort entsteht etwas, das stärker ist als Angst: Vertrauen.

Wenn wir nun noch tiefer verstehen wollen, warum Fromme kämpfen, müssen wir auch auf die Struktur des Glaubens selbst schauen. Und hier führt kein Weg vorbei an Dietrich Bonhoeffer. Ich hatte ihn und Albert Camus ja schon letztes Mal als paradigmatische Figuren beschrieben, die von zwei denkerischen Polen aus, unsere Zeit bis heute wesentlich beeinflusst haben. Und deswegen werden sie in meinem Polyptychon immer wieder vorkommen.

Bonhoeffer hatte es mit einer Kirche zu tun, die sich in großen Teilen der Macht angepasst hatte. Christen waren überzeugt, auf der richtigen Seite zu stehen – und wurden genau deshalb blind für das Unrecht, das sie mittrugen. Bonhoeffer hat diesen Mechanismus durchschaut. Er hat erkannt: Religiöse Sprache schützt nicht vor Gewalt. Sie kann sie sogar verstärken. Deshalb formuliert er eine der schärfsten Unterscheidungen der Theologie:

die Unterscheidung zwischen billiger und teurer Gnade.

Billige Gnade ist genau das, was religiösen Kampf hervorbringt.

Billige Gnade heißt: Ich habe recht. Ich bin auf der richtigen Seite. Ich gehöre zu den Guten. Ich weiß, wie Gott denkt.

Billige Gnade gibt Sicherheit – aber sie ist falsche Sicherheit.

Sie entlastet den Menschen von der Verantwortung, sich selbst infrage zu stellen. Und deshalb wird sie gefährlich.

Denn wer sich selbst nicht mehr infrage stellt, stellt andere infrage. Wer andere infrage stellt, beginnt zu bewerten. Wer bewertet, beginnt zu sortieren. Wer sortiert, entscheidet, wer dazugehört – und wer nicht. So entsteht religiöse Macht.

Bonhoeffer hat gesehen, wie Christen sich mit einer politischen Ideologie verbündet haben, weil sie ihnen Sicherheit gab. Er hat gesehen, wie Glaube zur Legitimation von Macht wurde. Und er hat sich dem widersetzt – mit seinem Leben.

Seine Antwort war die teure Gnade.

Teure Gnade heißt: Ich stehe unter dem Anspruch Gottes. Ich bin nicht der Maßstab. Ich bin selbst angewiesen auf Gnade.

Und das verändert etwas. Denn ein Mensch, der weiß, dass er selbst ein Begnadigter ist, kann nicht mehr von oben auf andere herabschauen. Er verliert die Möglichkeit, sich moralisch zu überhöhen. Er verliert die Notwendigkeit, sich selbst zu verteidigen. Und er verliert die Angst, die ihn aggressiv macht.

Ja, es geht immer um die Wahrheit. Aber Wahrheit ohne Demut wird Gewalt. Und auf der anderen Seite wird Gnade ohne Wahrheit zur Beliebigkeit.

Wenn nur Wahrheit da ist, ohne Demut, entsteht Härte. Dann wird Glaube zu einem System, das kontrolliert. Dann wird aus Überzeugung Zwang. Wenn nur Gnade da ist, ohne Wahrheit, entsteht Orientierungslosigkeit. Dann wird alles gleich gültig. Dann verliert unser Glaube seine Substanz.

Aber dort, wo Wahrheit und Demut zusammenkommen, entsteht Frieden. Denn Demut bedeutet nicht, dass Wahrheit relativ wird. Demut bedeutet, dass ich weiß, dass ich nicht ihr Besitzer bin. Ich stehe in der Wahrheit – aber ich bin nicht die Wahrheit. Jesus Christus ist die Wahrheit und der Friedefürst.

Und genau das hat Jesus uns doch vorgelebt. Jesus hat die Wahrheit ausgesprochen – klar, deutlich, kompromisslos. Und gleichzeitig hat er Menschen nicht vernichtet, sondern ist ihnen begegnet. Er hat Schuld benannt – aber immer in einer Weise, die Beziehung ermöglicht. Das ist teure Gnade.

Und ich glaube das ist der einzige Weg, der religiösen Kampf verhindert. Denn wo Demut fehlt, entsteht Überheblichkeit. Und Überheblichkeit braucht Gegner. Bonhoeffers Theologie steht bis heute wie ein Gegenpol zu religiöser Macht.

Sie sagt klar: Glaube ist kein Besitzstand. Glaube ist Nachfolge. Und Nachfolge bedeutet nicht, Recht zu behalten. Sondern Nachfolge bedeutet sich selbst immer wieder unter das Kreuz zu stellen.

Dort, wo niemand mehr über dem anderen steht. Dort, wo alle angewiesen sind. Dort, wo Gnade nicht Theorie ist, sondern Existenz. Und genau dort endet der Kampf.

So. Und jetzt wird es spannend. Denn was haben nun Alice Cooper und Bob Dylan damit zu tun? Außer dass sich viele fromme Christen an ihnen reiben. Jetzt verlassen wir die reine Theorie und gehen in eine Spannung hinein, die viele irritiert – und genau deshalb so aufschlussreich ist.

Hermann, du hast ja nicht zufällig Alice Cooper ins Spiel gebracht. Wir mögen ihn, glaube ich, beide sehr gerne hören. Alice Cooper steht wie kaum ein anderer für eine irritierende Doppelbewegung:

Auf der Bühne: Guillotinen, Kunstblut, Horrorästhetik. Im Alltag: bekennender Christ, Sonntagsschullehrer. Das wirkt widersprüchlich. Und genau deshalb ist es interessant.

Religiöse Systeme neigen ja dazu, das Dunkle auszublenden. Sie definieren, was „gut“ ist – und alles andere wird verdrängt. Aber das Verdrängte verschwindet ja nicht. Es wirkt weiter. Und zwar leider oft unbewusst. Das ist einer der gefährlichsten Punkte im frommen Leben: Das Böse wird nicht integriert, sondern abgespalten. Und was abgespalten ist, wird projiziert.

Das bedeutet: Das Dunkle wird nicht mehr in mir gesehen – sondern im anderen. Der andere wird zum Träger des Bösen. Und deswegen muss er bekämpft werden. Das ist die psychologische Dynamik hinter vielen religiösen Konflikten. Nicht das Böse an sich ist das Problem – sondern unser Umgang damit.

Und hier wird Alice Cooper plötzlich auch theologisch interessant. Er sagt: Die Bühnenfigur ist eine Rolle. Eine Inszenierung. Ein Spiel mit dem Dunklen. Das bedeutet nicht, dass er dem Dunklen dient. Es bedeutet, dass er es sichtbar macht.

Und genau das tut die Bibel übrigens auch. Sie verschweigt nichts. Sie ist kein sauberes, glattgebügeltes Buch. Sie ist voller sichtbar gemachter Dunkelheit: Kain erschlägt Abel. David missbraucht seine Macht. Petrus verleugnet Jesus. Judas verrät ihn.

Und das Zentrum des christlichen Glaubens ist kein triumphaler Moment – sondern ein Hinrichtungsinstrument: das Kreuz.

Das Kreuz ist die radikalste Konfrontation mit dem Dunklen. Keine Verdrängung mehr. Keine Beschönigung. Sondern Offenlegung.

Der Unterschied ist:

Ein Glaube, der das Dunkle verdrängt, wird gefährlich. Ein Glaube, der das Dunkle anschaut, wird ehrlich. Denn wer seine eigene Dunkelheit kennt, wird vorsichtig im Urteil über andere. Wer weiß, wozu er selbst fähig ist, wird demütiger im Umgang mit Schuld.

Das Problem ist also nicht, dass Menschen sich mit dunklen Themen beschäftigen. Das Problem ist, wenn sie glauben, selbst frei davon zu sein. Denn wer sich selbst als „gut“ definiert, braucht ein Gegenüber, das „böse“ ist. Und dieses Gegenüber wird dann bekämpft.

Alice Cooper zeigt – ob bewusst oder unbewusst – eine andere Möglichkeit: Das Dunkle kann dargestellt werden, ohne dass es verherrlicht wird. Es kann sichtbar

gemacht werden, ohne dass man ihm gehört. Das ist sicherlich ein schmaler Grat. Aber es ist ein ehrlicher Weg, vor dem wir uns nicht fürchten müssen.

Das Evangelium ist kein System, das alles glättet. Es ist frohmachende Kraft, die alles durchdringt und trägt. Das Dunkle verschwindet nicht dadurch, dass wir es ignorieren. Es verliert seine Macht, wenn es ins Licht kommt. Darum ist diese scheinbar schräge Frage nach Alice Cooper keine Nebensache. Sie trifft ins Zentrum:

Wie viel Wahrheit über uns selbst halten wir aus? Denn genau dort entscheidet sich, ob unser Glaube heilt – oder kämpft.

Neben Alice Cooper steht noch eine zweite Persönlichkeit, die Hermann völlig zu Recht ins Spiel gebracht hat: Bob Dylan. Dylan führt uns noch tiefer in den Kern des Themas hinein. Denn wenn Alice Cooper die Spannung zwischen Licht und Dunkel sichtbar macht, dann steht Bob Dylan für eine andere Bewegung: Glaube als Weg.

Dylan passt in keine Schublade:

jüdisch aufgewachsen

evangelikale Bekehrungsphase

intensive Gospel-Zeit

später wieder stärkere Rückbindung an jüdische Traditionen

Und vor allem: Er weigert sich schon immer standhaft, sich festlegen zu lassen.

Er hat einmal sinngemäß gesagt: „Ich singe, was ich glaube – in diesem einen Moment.“

Das irritiert viele. Denn wir sind daran gewöhnt, dass Glaube fest sein soll. Klar. Eindeutig. Stabil. Aber ein Glaube, der nur stabil ist, wird schnell starr. Und was starr ist, bricht. Bob Dylan verkörpert Bewegung. Aber Bewegung bedeutet eben nicht Beliebigkeit. Bewegung bedeutet Lebendigkeit.

Das Problem religiöser Macht ist nicht, dass Menschen überhaupt glauben.

Das Problem ist, dass sie glauben, schon angekommen zu sein.

Sobald jemand denkt: „Ich habe die Wahrheit vollständig verstanden“, beginnt der Stillstand. Und Stillstand produziert Abgrenzung.

Denn wer angekommen ist, muss nicht mehr suchen. Wer nicht mehr sucht, hört nicht mehr zu. Wer nicht mehr zuhört, beginnt zu urteilen. Glaube wird dann nicht mehr als Beziehung gelebt, sondern als Besitz verwaltet. Und Besitz wird verteidigt.

Hier liegt der Unterschied zwischen Bob Dylan und religiöser Macht: Dylan bewegt sich – religiöse Macht fixiert. Dylan bleibt Suchender – religiöse Macht erklärt sich zum Finder. Darin liegt eine tiefe geistliche Wahrheit:

Der Glaube ist kein Zustand, den man erreicht. Er ist ein Weg, den man geht. Es ist der Weg nach Hause. Und dieser Weg ist nicht linear. Er enthält Brüche. Er enthält Fragen. Er enthält Entwicklungen.

Denn Beziehung ist immer dynamisch. Eine lebendige Beziehung verändert sich, wächst, vertieft sich, durchläuft Krisen. Und genau so ist es auch mit der Gottesbeziehung. Wer glaubt, er könne Gott in ein fertiges System pressen, hat aufgehört, ihm zu begegnen. Denn Gott ist nicht verfügbar. Er ist kein Objekt, das man festhalten kann. Er ist ein Gegenüber. Und ein Gegenüber bleibt frei.

Religiöse Macht entsteht dort, wo diese Freiheit verloren geht. Wo Menschen versuchen, Gott festzulegen. Wo sie definieren, wie Gott ist – und wie er zu sein hat. Und wer Gott festlegt, legt automatisch auch andere Menschen fest.

Das bedeutet nicht, dass alles gleich gültig ist. Es bedeutet, dass Wahrheit nicht eingefroren werden kann. Wahrheit ist lebendig. Und lebendige Wahrheit begegnet Menschen – sie wird nicht verwaltet.

Das ist der Unterschied zwischen einem Weg und einem System: Ein System schützt sich. Ein Weg lädt ein. Ein System grenzt ab. Ein Weg öffnet. Ein System produziert Gegner. Ein Weg schafft Begegnung.

Und genau deshalb verhindert ein beweglicher Glaube den religiösen Kampf. Nicht, weil er keine Überzeugung hat. Sondern weil er weiß, dass er selbst unterwegs nach Hause ist. Und wer unterwegs ist, kann nicht gleichzeitig über allen anderen stehen. Er geht mit.

Und genau das ist die Haltung, die Jesus vorlebt. Er sammelt Menschen nicht als Besitz. Er ruft sie auf einen Weg: „Folge mir nach.“ Nicht: „Verteidige mich.“ Nicht: „Sichere meine Wahrheit.“ Sondern: „Geh mit mir.“ Das ist die Einladung.

Und genau dort verliert religiöse Macht ihre Grundlage. Denn wer folgt, herrscht nicht. Wer geht, kämpft nicht um Besitz. Wer sucht, braucht keine Gegner. Das ist die Alternative zum religiösen Kampf:

Nicht weniger Glaube. Sondern ein Glaube, der sich bewegen lässt. Ein Glaube, der lebt. Ein Glaube, der weiß: Ich bin nicht das Zentrum. Ich bin auf dem Weg zum Zentrum.

Und so ist religiöser Kampf kein Zufall. Er ist die logische Folge eines Glaubens, der sein Zentrum verloren hat. Denn wenn Gott nicht mehr das Zentrum ist, werden Wahrheit, Macht und Identität miteinander verschmolzen. Und der Mensch setzt sich selbst an die Stelle Gottes. Das ist die eigentliche Tragödie.

Denn der Glaube, der den Menschen mit Gott verbinden soll, trennt ihn plötzlich von anderen Menschen. Deshalb ist die Lösung nicht, weniger zu glauben. Die Lösung ist, das Zentrum des Glaubens wiederzufinden. Für mich ist das Zentrum Jesus Christus, weil ich ihm begegnet bin. Für andere mag das Zentrum ein anderer Gott sein.

Aber nur wenn Gott wieder im Zentrum steht, werden Wahrheit, Macht und Identität neu geordnet.

Wahrheit wird bezeugt – nicht erzwungen. Macht wird dienend – nicht herrschend. Identität wird geschenkt – nicht verteidigt.

Der entscheidende Unterschied liegt nicht zuerst in der richtigen Theologie, nicht in der richtigen Denomination, nicht einmal in der richtigen Auslegung einzelner Bibelstellen. Der entscheidende Unterschied liegt in der inneren Positionierung des Menschen. Denn religiöser Kampf entsteht nicht dort, wo Menschen glauben. Er entsteht dort, wo Menschen nicht gelernt haben, mit Spannung zu leben.

Der mündige Mensch lebt in einer Welt, die ohne religiöse Sicherheiten auskommt – und bleibt dennoch in der Beziehung zu Gott.

Das ist keine Schwäche. Das ist geistliche Stärke.

Geistliche Reife bedeutet, Spannung auszuhalten. Und genau das verhindert religiösen Kampf. Denn wer Spannung aushält, braucht keinen Gegner.

Ein unreifer Glaube braucht klare Fronten:

richtig – falsch

drinnen – draußen ,

wir – die anderen

Ein reifer Glaube kann mit Mehrdeutigkeit leben. Er kann sagen:

Ich bin überzeugt – und ich höre trotzdem zu.

Ich glaube – und ich stelle mich trotzdem infrage.

Ich habe eine Richtung – aber ich weiß, dass ich genauso unterwegs nach Hause bin wie du.

Das ist kein Relativismus. Das ist Demut. Und Demut ist die Grundlage von Frieden. Denn Demut bedeutet: Ich bin nicht Gott. Ich habe nicht die vollständige Übersicht. Ich verfüge nicht über die ganze Wahrheit. Ich bin angewiesen.

Das Problem religiöser Konflikte ist nicht, dass Menschen unterschiedliche Überzeugungen haben. Das Problem ist, dass sie keine Differenz mehr aushalten.

Sie wollen Eindeutigkeit. Sie wollen Klarheit. Sie wollen Sicherheit. Und wenn sie diese nicht finden, erzeugen sie sie:

durch Abgrenzung, durch Vereinfachung, durch Feindbilder.

Geistliche Reife geht einen anderen Weg. Jesus hat uns diese Stärke vorgelebt. Er hat Spannungen nicht aufgelöst – er hat sie getragen:

zwischen Gesetz und Gnade

zwischen Wahrheit und Barmherzigkeit

zwischen Anspruch und Annahme

Und am Kreuz wird diese Spannung nicht gelöst, sondern auf den Höhepunkt gebracht. Dort begegnen sich:

Gerechtigkeit und Vergebung

Schuld und Liebe

Tod und Leben

Dort am Kreuz zeigt sich, was reifer Glaube bedeutet: Nicht die Welt in einfache

Kategorien zu zerlegen, sondern sie in ihrer Tiefe auszuhalten – und in dieser Tiefe zu lieben. Das ist die Alternative zum religiösen Kampf.

Nicht weniger Überzeugung. Sondern mehr Reife.

Nicht weniger Wahrheit. Sondern mehr Demut.

Nicht weniger Glaube. Sondern ein Glaube, der tragen kann, auch das, was nicht eindeutig ist.

Und das verändert die Ausgangsfrage dieser Predigt.

Nicht mehr nur: Warum bekriegen sich die Frommen?

Sondern: Wer bist du inmitten dieser Spannungen?

Bist du ein Kämpfer? Oder bist du ein Nachfolger, der gelernt hat, zu tragen?

Was folgt jetzt daraus für uns? Wie leben wir denn anders als eine Gemeinde jenseits des Kampfes?

Und diese Frage richtet sich nicht an „die Kirche allgemein“. Sie richtet sich an uns. An dich. An mich. Und mit der Antwort entscheidet sich, ob unser Glaube heilt – oder verletzt.

Wenn Gott wirklich das Zentrum ist, dann verändert das die Praxis des Glaubens. Dann wird Vertrauen sichtbar. Nicht in perfekten Formulierungen, sondern in gelebter Haltung.

Und diese Haltung hat klare Konsequenzen.

1. Wir hören zu, bevor wir urteilen.

Das klingt einfach – ist aber radikal. Denn Zuhören bedeutet, dass ich dem anderen Raum gebe, bevor ich ihn einordne. Religiöse Macht urteilt schnell. Sie kategorisiert. Sie entscheidet, wer richtig liegt. Ein Glaube mit Gott im Zentrum macht langsamer. Er fragt: Was bewegt den anderen? Welche Geschichte steht dahinter? Welche Sehnsucht? Zuhören ist kein Zeichen von Unsicherheit. Zuhören ist ein Zeichen von Stärke.

2. Wir unterscheiden zwischen Wahrheit und unserer Sicht auf Wahrheit.

Wahrheit bleibt bestehen. Aber unsere Perspektive darauf ist begrenzt. Das bedeutet: Ich kann überzeugt sein – ohne absolut zu werden. Ich kann klar sprechen – ohne den anderen abzuwerten. Das nimmt die Schärfe heraus, ohne die Tiefe zu verlieren.

3. Wir lassen Ambiguität zu.

Ambiguitätstoleranz ist die Fähigkeit, Widersprüche auszuhalten. Und das ist geistlich entscheidend. Ein unreifer Glaube braucht wie gesagt Eindeutigkeit. Ein reifer Glaube hält Spannung aus. Gnade und Wahrheit. Nähe und Grenze. Freiheit und Verantwortung. Diese Spannungen werden nicht aufgelöst. Sie werden getragen. Und dort entsteht Leben.

4. Wir begegnen anderen Religionen ohne Angst.

Angst ist der Motor von Abgrenzung. Wer Angst hat, zieht Grenzen. er Angst hat, verteidigt sich. Wer Angst hat, greift an. Aber wenn Gott wirklich das Zentrum ist, muss ich ihn nicht verteidigen. Dann kann ich anderen begegnen. Nicht naiv. Nicht beliebig. Aber offen. Ich kann sagen, was ich glaube – und gleichzeitig respektieren, dass andere anders glauben. Das ist keine Schwäche des Glaubens. Das ist seine Reife.

5. Wir hören auf, uns selbst zum Maßstab zu machen.

Religiöser Kampf beginnt immer dort, wo der Mensch sich selbst absolut setzt: meine Meinung , meine Moral , meine Auslegung .Und plötzlich wird alles daran gemessen.

Ein Glaube mit Gott im Zentrum verschiebt diesen Maßstab. Nicht ich bin die Norm. Nicht meine Gruppe ist die Norm. Gott ist das Zentrum. Und das bedeutet:

Ich bin relativiert. Das klingt hart – ist aber befreiend. Denn ich muss mich nicht mehr beweisen. Ich muss mich nicht mehr verteidigen. Ich muss nicht mehr gewinnen. Ich darf sein. Und genau dort entsteht Frieden.

6. Wir leben aus Gnade – nicht aus Rechtfertigung.

Ein Mensch, der sich selbst rechtfertigen muss, wird kämpfen. Ein Mensch, der weiß, dass er angenommen ist, kann loslassen. Gnade entwaffnet. Sie nimmt dem Menschen die Notwendigkeit, sich selbst zu sichern. Und genau deshalb ist Gnade so gefährlich für religiöse Macht. Denn Gnade entzieht ihr die Grundlage. Wenn ich nichts mehr beweisen muss, muss ich auch niemanden mehr bekämpfen.

Das ist eine andere Art zu leben. Eine andere Art, Gemeinde zu sein. Eine Gemeinde, die nicht durch Abgrenzung definiert ist, sondern durch Haltung. Eine Gemeinde, die nicht durch Rechthaben auffällt, sondern durch Frieden. Und das ist die eigentliche Provokation des Evangeliums, der frohmachenden Botschaft von Jesus Christus:

Wir lieben mehr, als dass wir recht haben.

Wir tragen und ertragen mehr, als dass wir siegen.

Wir bleiben mit anderen Menschen mehr verbunden, als dass wir gewinnen.

Und daran wird sichtbar, daran wird alle Welt erkennen, ob Gott wirklich das Zentrum ist.

Amen.